

Zur Geschichte des Museums für Vor- und Frühgeschichte

Festvortrag des Direktors des Museums für Vor- und Frühgeschichte, Wilfried Menghin

Ich freue mich sehr, dass Sie der Einladung zum Festakt anlässlich des 175-jährigen Bestehens des Museums für Vor- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz so zahlreich gefolgt sind. Meinen Vorrednern danke ich ganz herzlich für die würdigenden Worte, die sie zu diesem Anlass für unser Museum und seine Akteure gefunden haben.

Zu vielen Aspekten der Museumsgeschichte ist schon Wesentliches gesagt worden und man könnte versucht sein, sich wieder einmal auf Karl Valentin und seinen Spruch „*Eigentlich ist schon alles gesagt, aber noch nicht von allen!*“ zu berufen, um dann mit einem Rundum-Dank sein Redekonzept einzupacken und das Rednerpult zu verlassen.

Aber heute geht das nicht: Erstens ist dies ein Festakt, zweitens können die Gäste den Reden im Sitzen folgen, drittens ist die Museumsgeschichte so facettenreich, dass man stundenlang aus ihr erzählen könnte und vor allem viertens muss ich, nach der vom Generaldirektor angedeuteten Skepsis, schlüssig erklären, weshalb wir 2004 und nicht 2005, wie die Staatlichen Museen im Allgemeinen, das 175-jährige Jubiläum oder auch nicht 2006 das 75-jährige Jubiläum des Museums für Vor- und Frühgeschichte feiern!

Die Vorgeschichte

Die Geschichte der Sammlungen des heutigen Museums für Vor- und Frühgeschichte reicht in ihren Anfängen bis in das frühe 18. Jahrhundert zurück. Damals gelangten bronzezeitliche Urnen und eine Reihe anderer einheimischer Altertümer in die Königliche Kunstkammer, die aus Sammlungen erworben oder von „*patriotisch und wissenschaftlich gesinnten Privat-Personen*“ geschenkt wurden.

Die Wertschätzung dieser Objekte war bis in die Zeit nach den Befreiungskriegen gering. Das änderte sich aber, als im Zuge nationaler Besinnung und Identitätssuche des aufstrebenden Bürgertums mit wohlwollender Billigung der Obrigkeit überall in



Deutschland Geschichts- und Altertumsvereine gegründet wurden, die sich mit den Relikten der „*teutschen Vorzeit*“ befassten.

In Berlin wurde 1830 die Königliche Kunstkammer in Schinkels Altem Museum im Lustgarten der allgemeinen Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Allerdings unter Ausschluss der „*germanisch-slawischen Altertümer*“, weil sie dem von Wilhelm von Humboldt vertretenen Primat der „*Hohen Kunst*“ nicht entsprachen.

Ein Jahr zuvor aber schon, im Januar 1829, wurde der wegen Sehschwäche außer Dienst gestellte Artillerieoffizier Freiherr Leopold von Ledebur als Dreißigjähriger per königlichem Erlass zum Vorsteher der „*Unter Abtheilung für vaterländische Alterthümer*“ mit einem Jahresgehalt von 1000 Talern ernannt: Dies halten wir, verehrter Herr Generaldirektor, für den Gründungsakt des heutigen Museums für Vor- und Frühgeschichte, weil wir von diesem Zeitpunkt an eine ungebrochene Traditionslinie nachweisen können.

Die Ära von Ledebur

Zuerst noch im Stadtschloss beheimatet, fand die vaterländische Abteilung ab 1835 ein Domizil im Monbijou-Schlösschen, wo von Ledebur, inzwischen auch Direktor der Königlichen Kunstkammer, die Sammlung 1838 geschlossen zur Aufstellung brachte und einen Katalog „Das Königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schloss Monbijou zu Berlin“ drucken ließ. In diesem für seine Zeit fortschrittlichen Werk sind, nach den preußischen Provinzen geordnet, alle Objekte der Sammlung beschrieben und zum Teil auch abgebildet.

Leopold von Ledebur hatte sich schon vor seiner Anstellung wissenschaftlich qualifiziert und war später in den heftigen Gelehrtenstreit um die Richtigkeit des Dreiperiodensystems, das heißt die Einteilung der Vorgeschichte in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit, involviert. In den Diskussionen um die Chronologie und ethnische Zuweisung der Sachaltertümer agierte er zeitlebens zurückhaltend und beschränkte seinen wissenschaftlich-didaktischen Ansatz darauf, „*das Ähnliche und Verwandte in Form und Stoff, ohne Rücksicht auf die Lokalität der Findung ...*“ nebeneinander zu betrachten und entsprechende Schlüsse zu ziehen.

Von Ledebur gehörte zu den Gründungsmitgliedern des „Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg“. Dieser verschickte im Jahr 1840 Fragebögen an die Pfarrer im Lande, in denen diese über die „*jedes Ortes vorhandenen geschichtlichen und alterthümlichen Merkwürdigkeiten*“ berichten sollten. Ergebnis der Aktion war die Publikation von 1852: „Die heidnischen Alterthümer des Bezirkes Potsdam“.

Neben diesen frühen denkmalpflegerischen Aktionen führte von Ledebur auch Ausgrabungen durch. Seine Erwerbungen stammten nicht nur aus den preußischen Ländern, sondern bald auch aus Süddeutschland und dem Ostseeraum. Dabei ging sein Anspruch so weit, dass alles, was auf fiskalischem Boden in Preußen, das damals von der Maas bis an die Memel reichte, gefunden wurde, dem Museum in Berlin zustehen sollte.

Das seit seiner Gründung im Bestand überproportional angewachsene „Museum vaterländischer Alterthümer“ zog 1849 in das Neue Museum auf der Museumsinsel um, wo die Funde unter der neuen Bezeichnung „Sammlung nordischer Altertümer“ ab 1855 im eigens für diesen Zweck ausgemalten „Vaterländischen Saal“ ausgestellt waren.

Von Ledebur hatte 44 Jahre als Direktor erfolgreich für das Museum gewirkt, bis ihm 1873 sein Assistent,

der Arzt und Ethnologe Adolf Bastian, im Amt nachfolgte.

Virchow, Voß und Bastian

Adolf Bastian – als Schiffsarzt in jungen Jahren weit gereist – vertrat exemplarisch die von den Naturwissenschaften und der Evolutionstheorie geprägten Anthropologen und Ethnologen, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die Forschung dominierten. Zusammen mit Rudolf Virchow und anderen gründete er bereits 1869 die „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, der 1870 die Gründung der gleichnamigen „Deutschen“ Gesellschaft folgte.

Die herausragende Persönlichkeit im Kreis der ethnologisch-anthropologisch-prähistorischen Forschung in Berlin war zweifellos Rudolf Virchow, dessen Bedeutung für die Entwicklung der Prähistorischen Wissenschaft und der institutionellen Strukturen in Berlin hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Zum 100. Todestag war ihm 2002 im Medizinhistorischen Museum der Charité die Ausstellung „Virchows Zellen“ und eine Vortragsreihe gewidmet, die sein außergewöhnliches Schaffen als Arzt, Anthropologe, Ethnologe, Prähistoriker und Politiker eindrucksvoll würdigten.

Der Fürsprache Rudolf Virchows zu verdanken war beispielsweise, dass der Preußische König und Deutsche Kaiser 1873 den Neubau eines Museums für Völkerkunde genehmigt hat, das allerdings erst 1886 an der heutigen Stresemannstraße neben dem Martin-Gropius-Bau, dem ehemaligen Kunstgewerbemuseum, eingeweiht wurde.

Weniger gut aber stand es um sein Verhältnis zu Wilhelm Bode, dem herausragenden Exponenten der Königlichen Museen, der im Gegensatz zu Virchow mit seinem bürgerlich-kulturhistorischen Impetus den Anspruch der Hohen Kunst vertrat. In den immer wieder aufkommenden kultur- und museumspolitischen Querelen zwischen den beiden Kontrahenten behielt meist Virchow die Oberhand, weil er als Abgeordneter in wichtigen kulturpolitischen Gremien sowohl des Preußischen Landtages als auch des Reichstages vertreten war: „*Denn dort gab es für uns niemanden, der Kunstinteresse besaß. Mommsen und Virchow waren ihren Kollegen im Abgeordnetenhaus auch in der Kunst maßgebend, und diese betrachteten sie rein wissenschaftlich*“ ist in Wilhelm von Bodes Autobiographie „Mein Leben“ vermerkt. Virchow, der an seinem Lebensende über 1.000 Artikel allein zu prähistorischen Themen aufzuweisen hatte, vermittelte 1881 die „Schliemannsche Samm-

lung trojanischer Altertümer“ an die königlichen Museen und vermachte seine eigene Sammlung testamentarisch der von ihm außerordentlich geförderten Vorgeschichtlichen Abteilung des Völkerkundemuseums. Mit Geldern aus der „Virchow Stiftung“, wurden bis nach dem 1. Weltkrieg Unternehmungen der Berliner Anthropologengesellschaft und der Vorgeschichtlichen Abteilung, der auch die von Virchow ins Leben gerufene Volkskunde angehörte, finanziert.

Schon 1874 war auf Betreiben Rudolf Virchows dem Ethnologen Bastian Albert Voß, von Haus aus ebenfalls Arzt, zur Seite gestellt worden. Als Direktoralassistent verantwortlich für die „Sammlung nordischer Altertümer“ nahm er, nach dem Einzug ins neue Völkerkundemuseum, ab 1886 die Geschäfte der nunmehr „Vorgeschichtlichen Abteilung des Königl. Museums für Völkerkunde“ bis 1906 als weitgehend selbständiger Direktor wahr.

Getragen von der nationalen Hochstimmung nach der Gründung des Zweiten Kaiserreiches sowie der Konzentration des kulturellen Lebens in der Reichshauptstadt, konnte Voß die prähistorische Sammlung mit Hilfe der Berliner Anthropologengesellschaft zu einer der größten in Europa ausbauen, so dass die für sie im neuen Völkerkundemuseum vorgesehenen Räumlichkeiten schon beim Einzug 1888 nicht mehr ausreichend waren.

Wie schon zu von Ledeburs Zeiten beanspruchte die Leitung des Völkerkundemuseums als staatliche Einrichtung alle Funde von fiskalischem Grund, was verständlicherweise die Beliebtheit der quasi Staatssammlung bei den zunehmend erstarkenden Provinzialmuseen in Preußen nicht gerade mehrte.

Die modifizierte Sammlungskonzeption und der Fortschritt der Forschung gegenüber den Ausführungen von Ledeburs von 1838 zeigte sich in der Begründung der Museumspolitik, die zum Ziel hatte, *„die Kulturentwicklung und die Völkerbeziehungen im vorgeschichtlichen Europa an Hand der menschlichen Hinterlassenschaften deutlich zu machen“*, was nach heutiger Auffassung nichts anderes als „Vergleichende Archäologie“ bedeutet.

Erstaunliche Diskrepanzen sind im Verhalten der Abteilungsleitung hinsichtlich des Erwerbs „preußischer“ bzw. „ausländischer“ Funde festzustellen. Einerseits erwarb das Völkerkundemuseum aus nahezu allen deutschen Staaten und dem europäischen Ausland über Antiquare, Sammler und Raubgräber ohne allzu große Skrupel Ausstellungsobjekte, was verschiedentlich zu ernsthaften kulturpolitischen Verwerfungen führte: So wäre es mit dem Königreich

Bayern 1902 wegen verschiedener Erwerbungen der Berliner beinahe zu einem Museumskrieg gekommen und zur selben Zeit brachte das zentralistische Streben nach einem „Nationalmuseum“ in Berlin die west- und süddeutschen Geschichts- und Altertumsvereine sowie das Kaiserliche Archäologische Institut gegen „Virchow und die Seinen“ auf, die als Antwort auf die überzogenen Ansprüche Virchows die Römisch-Germanische Kommission in Frankfurt am Main gründeten. Andererseits aber brachte Albert Voß schon 1888 die zuständigen preußischen Ministerien (Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten bzw. Inneres) dazu, eine Verordnung, betreffend *„die unbefugten Ausgrabungen vorgeschichtlicher Altertümer und die Verschleppung der Funde“*, zu erlassen und ein „Merkbuch, Altertümer aufzugraben ...“ zu verbreiten. Und schließlich geht auch das preußische Ausgrabungsgesetz von 1914 auf Carl Schuchhardt zurück, der ansonsten beim Erwerb von Altertümern aus ganz Europa keineswegs zimperlich verfuhr.

Die Epoche zwischen der Reichsgründung und dem 1. Weltkrieg war die glanzvollste Zeit prähistorischer Forschung in Berlin, an der die seit 1886 im Neubau des Völkerkundemuseums untergebrachte, mit dem „Haupt-Katalog“ von 1886 vorbildlich organisierte „Sammlung vor- und frühgeschichtlicher Altertümer“ wesentlichen Anteil hatte.

Dass die Berliner „Wissenschafts-Szene“ dieser Zeit den Gang der Forschung in Deutschland und Europa beeinflusst hat, bedarf an dieser Stelle keiner kritischen Erläuterungen. Allein der Verweis auf die Aktivitäten der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte oder auf einzelne Persönlichkeiten wie Rudolf Virchow, Adolf Bastian, Albert Voß und, seit den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts, auf die zweite Generation mit Alfred Götze, Hubert Schmidt sowie, im universitären Bereich, auf Gustaf Kossinna, muss als Zitat ausreichen. Hervorragende Publikationen wie *„Die Bronzeschwerter des königlichen Museums zu Berlin“* von 1878 oder die *„Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands“*, die 1880 im preußischen Landtag, dem heutigen Berliner Abgeordnetenhaus, stattfand, wo erstmals Funde aus dem ganzen Deutschen Reich vergleichend betrachtet werden konnten, tun ihr übriges, um die zentrale Rolle Berlins im Kräftespiel der deutschen und europäischen Zentren prähistorischer Forschung entsprechend zu würdigen. Dabei resultierte die Außenwirkung Berlins aus dem Mit- und Gegeneinander verschiedener Personen, Vereinen und Museen sowie, und vor allem, aus

der wohlwollenden Unterstützung durch die Obrigkeit.

Diese „Außenwirkung“ wurde aber nicht überall positiv beurteilt. Vor allem nicht in Berlin, im Kreis der Klassischen Archäologen um Alexander Conze und schon gar nicht von Wilhelm Bode, als Nachfolger des Archäologen Richard Schöne seit 1906 omnipotenter Generaldirektor der Königlichen Museen zu Berlin. Nach dem Tode seines Widersachers Rudolf Virchow 1902 sowie dem Ableben von Bastian 1905 und von Voß im Frühsommer 1906, war für ihn der Weg frei für eine adäquate Neubesetzung der Stellen im ungeliebten Völkerkundemuseum. Den Kronprinzen der Virchow-Fraktion für die Nachfolge von Voß, den promovierten Prähistoriker Alfred Götze, ließ er zwei Jahre als amtierenden Direktor schmoren, bevor er es zu einer ihm genehmen Entscheidung kommen ließ.

Bode, Schuchhardt und der Kaiser

Die Wahl fiel auf den Klassischen Archäologen Carl Schuchhardt, den Direktor des Kestner Museums in Hannover. Schuchhardt war bei seiner Berufung 1908 49 Jahre alt und ein arrivierter Museumsmann, weitgereister Archäologe und innovativer Ausgräber. Er war Mitglied der Zentralkommission des Deutschen Archäologischen Instituts, Gründungsmitglied der Römisch-Germanischen Kommission sowie Gründer und Vorsitzender des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumskunde in Hannover. Kurzum, der Mann für den Paradigmenwechsel in der Vorgesichtlichen Abteilung.

Bode lockte ihn mit dem Versprechen, ein neues Museum zu bauen und der Aufgabe, die Spannungen zwischen den Historischen Vereinen und den preußischen Provinzialmuseen auf der einen und der Vorgesichtlichen Abteilung der Königlichen Museen auf der anderen Seite abzubauen. Daneben sollte er eine rege Ausgrabungstätigkeit entfalten, was umso leichter war, als Schuchhardt auch zum „Generalinspekteur für das Ausgrabungswesen in Preußen“ ernannt wurde. Pikant war das Ansinnen Bodes, die Sammlungen durchkämmen zu lassen, die *„unter dem alten Arzt Voß seit Jahren vielfach unwissenschaftlich vermehrt und aufgestellt waren“*.

Schuchhardt wurde in die Stelle von Adolf Bastian, also in die des Direktors des Königlichen Völkerkundemuseums eingewiesen und war mit einem Jahresgehalt von 9000 Mark plus Zulagen einer der am besten bestallten Direktoren der Königlichen Museen zu Berlin (sein Endgehalt in Hannover hatte 7500 Mark betragen). Bei seinem Dienstantritt am

1. April 1908 unterstanden ihm zwei Direktorialassistenten, ein wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, der Leiter der Restaurierungswerkstatt und die „Sammlung für deutsche Volkskunde“, deren Spiritus Rektor in den 80er Jahren Rudolf Virchow gewesen war.

Noch im ersten Jahr gelang es ihm, die in fünf Sälen im Erdgeschoss des Völkerkundemuseums in drangvoller Enge untergebrachte Sammlung nach modernen Gesichtspunkten neu aufzustellen zu lassen und sich mit der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte sowie den Historischen Vereinen und den Provinzialmuseen zu arrangieren beziehungsweise das Ansinnen des Kaisers abzuwehren, alle vorgeschichtlichen Waffen in das Zeughaus verbringen zu lassen.

Eine nachhaltige Feindschaft entwickelte sich mit Gustaf Kossinna, die ihm aber nicht weiter schadete, weil er zum einflussreichen Kreis der Klassischen Archäologen in Berlin gehörte, in Bode einen erstaunlich starken Rückhalt hatte und zudem vom archäologiebegeisterten Kaiser Wilhelm II. als ein bedeutender Wissenschaftler wahrgenommen wurde. Im Gegenteil, die brüske Ablehnung bis hin zu Hass Tiraden, die er seitens Kossinnas, der zweifellos der bessere Wissenschaftler war, aber bei den etablierten Klassischen Archäologen und der Anthropologengesellschaft eine schlechte Reputation hatte, erfuhr, haben sicher mit dazu beigetragen, dass Schuchhardt nie ins völkisch geprägte Lager der Prähistoriker abgeglitten ist.

Schuchhardt und seine Mitarbeiter reisten viel, veranstalteten Grabungen in Südrussland und Rumänien und tätigten nebenbei bedeutende, manchmal auch gewagte Erwerbungen. Die Mittel dazu wurden von Mäzenen, der Berliner Anthropologen Gesellschaft, der Virchow Stiftung und zum geringeren Teil von den Königlichen Museen bereitgestellt.

Die Begeisterung für die Belange der Vorgeschichte war so groß, dass beispielsweise für den Ankauf eines Neandertalerskelettes aus Le Moustier und den Grabfund eines altsteinzeitlichen Homo sapiens von Combe Capelle in der Dordogne in einer von Bode (sic!) initiierten Spendenaktion 160.000 Mark zusammenkamen, wozu der Kaiser aus seiner Privatschatulle 30.000 Mark beisteuerte. 1910 entsprach der „ungeheuerliche“ Ankaufrispreis immerhin 18 Jahresgehältern des Direktors – und im Vergleich zu Heute etwa 1,5 Millionen €. Es war somit die teuerste Erwerbung, die das Museum für Vor- und Frühgeschichte bis auf unsere Tage getätigt hat.

Was den geplanten Neubau des Museums in Dahlem betrifft, so kam der Erste Weltkrieg dazwischen und

deshalb verblieb die Vorgeschichtliche Abteilung weiterhin in drangvoller Enge im Völkerkundemuseum, das von kritischen Zeitgenossen manchmal mit einem überdimensionalen Trödeladen verglichen worden ist. Im Weltkrieg nahm das Museum kaum Schaden. Schuchhardt und seine Mitarbeiter waren zwar für den Fronteinsatz, aber nicht für die archäologische Feldforschung zu alt. Schuchhardt inspizierte 1915 und 1916 Ausgrabungen in Polen. 1917 und 1918 hielt er sich zu Ausgrabungen in Rumänien auf, was zugleich die Möglichkeit bot, dort begehrte Lebensmittel einzukaufen und seine Familie im Hungerwinter 1917 zu ernähren. Ähnlich taten es seine Mitarbeiter und zudem hatten alle noch genug Zeit, sich um ihre Publikationsvorhaben zu kümmern. So brachte beispielsweise Schuchhardt während bzw. kurz nach dem Krieg sein Werk „Alteuropa“ und die „Vorgeschichte Deutschlands“ heraus, die bis in die 40er Jahre mehrmals aufgelegt wurden.

Das Staatliche Museum für Vor- und Frühgeschichte

Mit Ausrufung der Weimarer Republik wurden die Königlichen zu Staatlichen Museen. Was der Kaiser noch an vorgeschichtlichen Zimelien im Stadtschloss verwahrt hatte, wurde der „vor- und frühgeschichtlichen Sammlung“ übereignet, die, nach dem Auszug des Kunstgewerbemuseums in das Stadtschloss, 1922 ihr Domizil im Martin-Gropius Bau nahm.

Dort stellte Carl Schuchhardt die Schausammlung in 19 Sälen im 1. Obergeschoss nach seinem zeitlich und regional gegliederten Konzept auf, das seinen Intentionen vergleichender Archäologie und dem Primat archäologisch-historischer Zusammenhänge entsprach. Zwei große Säle, die Nummern 20 und 21, dienten als Studiensammlung, im Keller und im 3. Geschoss befanden sich die Magazine. Im Hauptgeschoss war die Ostasiatische Sammlung ausgestellt.

Die ganze Aktion fand unter schwierigen Umständen statt. Dies einmal, weil sich Schuchhardt mit aller Macht gegen die – nachträglichen – Begehrlichkeiten anderer Abteilungen des Völkerkundemuseums erwehren und zum anderen, weil der Umzug aus dem Verkauf von so genannten Dubletten finanziert werden musste. Das wäre nicht so tragisch gewesen, wenn diese Aktion nicht gerade zur Zeit der galoppierenden Inflation hätte geschehen müssen. So wanderten bis 1923 in mehreren Chargen über drei Kilogramm „Bruchgold“, beispielsweise „eine Anzahl Bruchstücke von goldenen Armbändern, die in unse-

ren Magazinen seit Jahren liegen“, mit Genehmigung des Ministeriums und der Sachverständigenkommission in die Scheideanstalt.

Mit der Neuaufstellung der Sammlung, die inhaltlich mit Lebensbildern, Karten und Modellen erläutert wurde, war der inzwischen 63jährige Direktor, seit 1913 Geheimer Rat, überaus glücklich. Und die Vossische Zeitung vom 4. September 1922 schrieb unter dem Titel „Die Kunst der Vorzeit“:

„Wenn man von prähistorischen Abteilungen spricht, so pflegt nicht gerade jedes kunstfreundliche Herz höher zu schlagen. Hier regiert oft ansehnliche Langeweile, und die Kunstdenkmäler sind eher beige-setzt als ausgestellt. Was aber jetzt Geheimrat Carl Schuchhardt im ersten Stockwerk des freigewordenen Kunstgewerbemuseums hergerichtet hat, ist eines der anregendsten Museumsreviere geworden, die wir in Berlin besitzen. Die frische lebensvolle Art des Direktors strömte in die Neugestaltung seines Reiches, das nun endlich aus dem Gewirr des Völkerkunde-Museums, wo die vorgeschichtliche Kunst im Grunde niemals etwas zu suchen hatte, befreit ist. [...] Auch der Ungelehrte wird nun mit Gewinn und Genuß diese Räume mit ihrem kostbaren Inhalt durchwandern“.

Am Ende seiner Dienstzeit hatte Schuchhardt unter schwierigen Umständen das erreicht, was vor dem Krieg hätte viel einfacher bewerkstelligt werden können. Die Brüning'schen Notstandsgesetze der frühen 20er Jahre reduzierten zwar die Wissenschaftlerstellen, aber die Schausammlung und der hochrangige Fundbestand gewährten bis zum Ausbruch des 2. Weltkrieges die Weltbedeutung des Berliner Vorgeschichtsmuseums.

1926 folgte Wilhelm Unverzagt, ebenfalls Klassischer Archäologe, zum Unbehagen vieler Prähistoriker Schuchhardt im Amt des Direktors. Er erreichte nicht nur, dass die Abteilung – längst überfällig – 1931 autonomes Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte wurde, sondern dass diese fachstrategisch wichtige Institution auch vor der „Gleichschaltung“ bewahrt wurde, in dem er sich nicht dem „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte“, sondern dem „Ahnenerbe“ der SS anschloss, was ihn nach dem Krieg allerdings trotzdem den Posten als Direktor seines Museums kostete.

Wissenschaftlich war Unverzagt der Feldforschung zugetan. Als „Staatlicher Vertrauensmann für die kulturgeschichtlichen Bodendenkmäler in der Provinz Brandenburg“, eine Funktion, die von 1922 bis 1931 der langjährige Kustos der Vorgeschichtlichen Abtei-

lung, Dr. Alfred Götze, inne gehabt hatte, konnte er durch seine Ausgrabungen im Rahmen der Burgwallforschungen den Fundbestand nochmals wesentlich vermehren und in Lebus an der Oder eine große Forschungsstelle als Museumsdependance einrichten. Von Auslandsaktivitäten zeitbedingt weitgehend ausgeschlossen und durch das von Schuchhardt 1914 entworfene Preußische Denkmalschutzgesetz operativ eingeeignet, ließ Unverzagt von der übergreifenden Sammelkonzeption seiner Vorgänger ab und sicherte sich sozusagen ein kleines aber eigenes Territorium. Nur vor diesem Hintergrund wird auch begreifbar, warum er nicht hartnäckiger um den Verbleib der seit 1906 im Museum aufgebauten Sammlung Diergardt mit ihren herausragenden völkerwanderungszeitlichen Schätzen aus Südrussland und der Krim gekämpft hatte. Heute ist diese Nachlässigkeit allerdings als Glücksfall zu werten, denn sonst befänden sich diese archäologischen Schätze derzeit nicht im Römisch-Germanischen Museum in Köln, sondern in einem Geheimdepot in Russland.

Aber auch ohne das eingeschmolzene „*Bruchgold*“ und die Sammlung Diergardt war das Museum zu dieser Zeit mit über 180.000 (inventarisierten!) Funden und Fundkomplexen aus Spanien, Frankreich, Italien, aus den Balkanländern, dem Deutschen Reich in den Grenzen von 1914 und den russischen Provinzen sowie dem Nahen Osten wohl eine der größten internationalen Sammlungen zur Archäologie Alteuropas, die den Vergleich mit entsprechenden Museen und Museumsabteilungen in London, Paris, Wien, Budapest und Leningrad nicht zu scheuen brauchte. Noch vor Ausbruch des 2. Weltkrieges wurde mit der Sicherung der wertvollsten Funde begonnen. Mehrmals umgepackt wurde die Fundkategorie 1 an verschiedenen Stellen in Berlin und auf dem flachen Land eingelagert. Bei Kriegsende befanden sich die 1538 „unersetzlichen“ Funde, so das Schliemann-Gold, der Goldschatz von Eberswalde, kurzum alles Gold und Geschmeide sowie herausragende Bronzen in drei Kisten verpackt im Flakturm Zoo, wo sie Wilhelm Unverzagt zusammen mit weiteren wertvollsten Beständen im Mai 1945 einer Trophäenkommission der Roten Armee übergeben musste.

Was nach Mitteldeutschland ausgelagert war, wurde weitgehend von den West-Alliierten in verschiedenen „Collecting Points“ zusammengeführt. Das in Berlin verbliebene Museumsgut wurde bis Anfang 1946 per Bahn oder mit dem Flugzeug in die Sowjetunion abtransportiert. Dem Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte blieb nur das, was nach Kriegsende aus dem Brandschutt des am 3. Februar

1945 ausgebombten Martin-Gropius-Baues wieder ausgegraben werden konnte.

Der Neuanfang in West-Berlin

In der zerstörten, aber noch ungeteilten Stadt erwachte die Vor- und Frühgeschichte schon wieder 1947 zum Leben. Unter Beteiligung von Wilhelm Unverzagt, seit 1945 wegen seiner Zugehörigkeit zur NSDAP nicht mehr Direktor des Museums, wurde bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Kommission für Vor- und Frühgeschichte eingerichtet. Der Magistrat betraute 1947 die in Kiel promovierte Prähistorikerin und Lehrerin Gertrud Dorka mit dem Referat für Bodendenkmalpflege in Groß-Berlin und der kommissarischen Leitung des, mit der Auflösung des Staates Preußen, nun „ehemals Staatlichen“ Museums für Vor- und Frühgeschichte.

Dorka, sozusagen die Trümmerfrau der Vorgeschichte, sorgte für die Bergung der im Schutt des Martin-Gropius-Baues liegenden Objekte, die Rückführung ausgelagerter Bestände, soweit diese nicht von den Siegermächten abtransportiert worden waren, und für die Betreuung der vorgeschichtlichen Funde, die das Märkische Museum bald nach Kriegsende mit Beschluss des Magistrats zu treuen Händen an das Völkerkundemuseum in Dahlem abgegeben hatte.

Der Amtssitz Gertrud Dorkas befand sich im Keller des ausgebombten Völkerkundemuseums, gleich neben dem Martin-Gropius-Bau, wo sie unter einer zeittypischen Adresse zu erreichen war:

*„Museum für Vor- und Frühgeschichte
Berlin SW II, Stresemannstraße 110/III.*

*Am vierten Kellerfenster vom Rundbau der
Ecke klopfen.*

Zugang in der Prinz-Albrechtstraße (Tor)“.

Trotz aller Widrigkeiten konnte sie in der, dann schon geteilten Stadt, 1955 in mehreren Räumen im Souterrain des Völkerkundemuseums – hauptsächlich mit Funden des Märkischen Museums – eine durchaus ansprechende Ausstellung zur Vor- und Frühgeschichte einrichten.

1958 übernahm Otto-Friedrich Gandert die Leitung des Museums für Vor- und Frühgeschichte, das mit Gründung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz aus der Zuständigkeit des Landes Berlin entlassen wurde. In seine Amtszeit als Kustos fiel 1956 die Rückkehr der in Westdeutschland aufbewahrten Museumsbestände und 1960 der Umzug in den Langhansbau des Schlosses Charlottenburg, wo sich das Museum noch heute befindet.

Gandert, der bis Kriegsende als Nachfolger von Albert Kiekebusch Abteilungsdirektor am Märkischen Museum war, verstand sich primär als Bodendenkmalpfleger und Siedlungsarchäologe, eine Berufung, der er als Staatlicher Vertrauensmann für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer noch fünf Jahre nach seiner Pensionierung 1963 frönte.

Die Ära Adriaan von Müller

Adrian von Müller war von 1953 an mit dem ehemals staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte verbunden. Zuerst Stipendiat der DFG und dann Assistent von Gertrud Dorka, wurde er 1958 zum Kustos ernannt, bis er 1966 die Leitung des Museums und 1968 auch die Funktion des Staatlichen Vertrauensmannes übernahm, ein Amt, das 1977 mit der Bezeichnung Landesarchäologe in das Berliner Denkmalschutzgesetz einfluss.

In seiner langen Amtszeit als Direktor auf den Leistungen von G. Dorka und O. F. Gandert in der unmittelbaren Nachkriegszeit aufbauend, trug von Müller durch zahlreiche Ausgrabungen, Ausstellungen, Vorträge und Publikationen gleichermaßen zum Fortschritt der Forschung als auch zur Popularisierung der heimischen Vor- und Frühgeschichte bei.

Mit den von Adriaan von Müller betriebenen Forschungen war Berlin, trotz seiner Insellage und der Beschränkungen in Folge des Viermächte-Status, zu einem Brennpunkt der Mittelalterarchäologie geworden, der ohne intensive Kontakte ins westliche Bundesgebiet, nach Polen und in die Tschechoslowakei, aber auch über Stacheldraht und Mauer hinweg mit Wissenschaftlern in der DDR, nicht möglich gewesen wäre.

Nationale und internationale Kontakte des Museums ergaben sich auch in besonderem Maße aus den Aktivitäten – seien es Ausgrabungen, Ausstellungen und Publikationen – der Vorderasiatischen Abteilung, die seit den 60er Jahren mit Wolfram Nagel und später Eva Strommenger-Nagel einen rasanten Aufschwung nahm. Daneben waren verschiedene von Klaus Goldmann, Gustav Mahr und anderen betriebene Forschungsprojekte am Museum für Vor- und Frühgeschichte angesiedelt, deren Ergebnisse in die museumseigene Zeitschrift *Acta Praehistorica et Archaeologica*, in die Reihe Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte sowie in zahlreiche Monographien und Ausstellungskataloge einfließen.

Die Infrastruktur des Museums wurde ausgebaut und beim Eintritt in den Ruhestand 1990 konnte Adriaan von Müller seinem Nachfolger ein wohlgeordnetes, personell und strukturell gut ausgestattetes Haus, das

1989 noch eine räumliche Erweiterung am Spandauer Damm 19 gefunden hatte, übergeben. Die Zukunftsperspektive war damals die Zitadelle in Spandau, die ab 1996 als Sitz des Museums für Vor- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz und des Archäologischen Landesamts Berlin vorgesehen war. Aber es kam ganz anders!

Das Museum für Ur- und Frühgeschichte auf der Museumsinsel

Im selben Jahr 1963, als O. F. Gandert als zweiter Nachkriegsdirektor des Museums für Vor- und Frühgeschichte in Pension ging, wurde auf der Museumsinsel in Ostberlin das Museum für Ur- und Frühgeschichte ins Leben gerufen. Den Grundstock bildeten die 1958 aus der Sowjetunion zurückgekehrten Bestände des ehemaligen Staatsmuseums.

Im Gegensatz zum Traditionsträger in Westberlin konnte sich dieses Museum nur zögerlich entwickeln, da es weder im Kreis der Staatlichen Museen zu Berlin, noch bei der Akademie der Wissenschaften der DDR eine entsprechende Reputation besaß. Es bestanden keine Möglichkeiten zur Fundvermehrung durch Erwerbungen aus dem Kunsthandel oder durch die Einbindung in die Bodendenkmalpflege, weil am Märkischen Museum 1965 die „Arbeitsstelle für Bodendenkmalpflege“ eingerichtet worden war und im Museum für deutsche Geschichte mit höchster politischer Förderung eine marxistisch-leninistisch ausgerichtete Urgeschichtsabteilung bestand. Zu allem Unglück war auch noch der erste fachlich ausgewiesene Direktor nur sieben Tage nach Amtsantritt im Museum für Ur- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen zu Berlin wegen „staatsfeindlicher Umtriebe“ verhaftet und nach Bautzen verbracht worden.

Erst in den 80er Jahren trat das Museum mit Ausstellungen über Troja ins internationale Licht, wobei die große Schau im Alten Museum „Troja, Mykene, Tiryns“ im Schliemannjahr 1990 den krönenden Abschluss der 37-jährigen Geschichte des Museums für Ur- und Frühgeschichte bildete.

Das Museum für Vor- und Frühgeschichte nach der Wiedervereinigung

Mit der Wiedervereinigung wuchsen auch die getrennt im West- und Ostteil der Stadt bestehenden Sammlungsteile wieder zusammen. Seit 1991 wurden die Sammlungen, Kataloge und Karteien aus dem Alten Museum und dem Depot unter dem Dach des Pergamonmuseums sukzessive unter großem Arbeitsaufwand nach Charlottenburg ins Museum für Vor- und Frühgeschichte verbracht. Hinzu kamen die

von dem Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie 1990 an das Museum für Ur- und Frühgeschichte übergebenen Altbestände aus den Vorkriegsgrabungen von Unverzagt und vor allem die in äußerst schlechtem Zustand befindliche so genannte Prussia-Sammlung. Vom Deutschen Historischen Museum wurde die Vorgeschichtliche Abteilung des ehemaligen Museums für deutsche Geschichte übernommen, so dass sich allein hieraus ein Zuwachs von ca. 50.000 Katalogpositionen und ca. 20.000 Archivreinheiten ergab.

Die seither im Museum für Vor- und Frühgeschichte durchgeführten Revisionen haben erbracht, dass vom Altbestand des Staatsmuseums etwa 40 % als verloren gelten muss, wobei aber die 1.538 wertvollsten Funde, die in den drei Goldkisten 1945 von der Roten Armee in die Sowjetunion abtransportiert wurden, erhalten sind und sich derzeit im Besitz des Moskauer Puschkina Museums befinden. Weitere 5.000 bis 6.000 Objekte konnten auch in der Sankt Petersburger Eremitage lokalisiert werden. Ob und wann überhaupt diese Hauptwerke der vor- und frühgeschichtlichen Sammlung wieder an ihre Eigentümer zurückgegeben werden, bleibt bis auf Weiteres leider offen. Trotzdem aber hat die Wiedervereinigung zur Folge, dass das Museum für Vor- und Frühgeschichte mit seinen inzwischen mehr als 180.000 Inventarnummern und einer großen Anzahl von Exponaten hoher Qualität heute wieder einen Spitzenplatz in der einschlägigen Museumslandschaft einnimmt und darüber hinaus eine der wenigen Institutionen ist, in denen die Archäologie Alteuropas mit authentischen Funden exemplarisch demonstriert werden kann.

Die Kernaufgaben des Museums liegen unter den seit 1990 gegebenen Vorzeichen wieder in der wissenschaftlichen Erschließung der Sammlungen und deren Darstellung im europäischen Zusammenhang sowie in der Bereitstellung seines Fundus für die Forschung im Allgemeinen.

Denn dem ursprünglich überregionalen und europaweiten Sammlungsauftrag stehen längst nationale und internationale Denkmalschutzgesetze und Verordnungen entgegen. Ankäufe aus dem Kunsthandel oder von Privat, wie sie noch bis vor wenigen Jahren vertretbar waren, sind heute kaum noch zu realisieren. „Ein Museum ohne Fundzuwachs ist tot“ lautet eine alte Museumsweisheit. Dem wirken aber die zentrale Erfassung, Magazinierung und Veröffentlichung der Berliner Bodenfunde entgegen, wofür, wie seit Unverzagts und Dorkas Zeiten, das Museum für Vor- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen zu Berlin seine Kapazitäten zur Verfügung stellt.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Sie werden bemerkt haben, dass ich mich im letzten Teil meines Vortrages zur Geschichte des Museums relativ kurz gefasst habe. Aber die Zeitzeugen und Aktiven, welche die Geschichte dieses Museums in West und Ost in den letzten 40 Jahren geprägt haben, sind unter uns: Professor Adriaan von Müller, Dr. Mahr, Professor Nagel, Frau Dr. Strommenger-Nagel, Dr. Goldmann, Frau Zengel und Frau Griesa und viele andere, die mit dem einen oder anderen Museum auf die eine oder andere Art verbunden waren und, wie man sieht, immer noch sind. Es wäre vermessend, über sie und ihre Zeit hier kritisch berichten oder gar werten zu wollen.

Noch mehr gilt das für die Geschichte des vereinten Museums in den letzten 15 Jahren, an der ich selbst mitgewirkt habe. Glücklicherweise sind darauf schon meine Vorredner mit freundlichsten Worten eingegangen. Allerdings – und dieses „allerdings“ ist am heutigen Abend ungewollt zu meinem persönlichen Modewort geworden – allerdings brauchen Sie keinen Informationsverlust zu befürchten. Denn alles, was hier und heute zur Geschichte des Museums nicht gesagt wurde, finden Sie in unserer Festschrift! Allerdings nicht gleich jetzt, sondern erst im Jahr 2005. Wir haben es leider nicht geschafft, rechtzeitig fertig zu werden. Aber dem Generaldirektor wird es Recht sein, denn so kommt eben unsere Festschrift zumindest rechtzeitig zur 175-Jahrfeier der Staatlichen Museen heraus.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!